



Sendung vom 27.05.2003, 20.15 Uhr

Rainer Eppelmann
Minister a.D. und Bürgerrechtler der DDR
im Gespräch mit Werner Reuß

- Reuß:** Verehrte Zuschauer, herzlich willkommen zum Alpha-Forum. Unser Gast ist heute Rainer Eppelmann, Mitglied des Deutschen Bundestags für die CDU in Brandenburg. Er ist Pfarrer und gelernter Maurer, er war Bürgerrechtler in der DDR, Mitbegründer des Demokratischen Aufbruchs und später dessen Vorsitzender; er war Minister ohne Geschäftsbereich in der Übergangsregierung des Ministerpräsidenten Hans Modrow und nach der ersten freien Volkskammerwahl Verteidigungs- und Abrüstungsminister. Ich freue mich, dass er heute hier ist, herzlich willkommen, Herr Eppelmann.
- Eppelmann:** Danke schön, ich grüße Sie herzlich.
- Reuß:** Meine erste Frage richtet sich an den Politiker und Pfarrer Rainer Eppelmann: "Politik ist die Kunst, Gott so zu dienen, dass es dem Teufel nicht missfällt." Ist das so? Oder anders gefragt: Was ist Politik für Rainer Eppelmann?
- Eppelmann:** Eine Möglichkeit, die Verhältnisse auf dieser Erde, in unserem Land, in der Stadt, in meinem Kreis zu gestalten, zu verbessern, gerechter zu machen.
- Reuß:** Der französische Moralist Joseph Joubert meinte einmal: "Politik ist die Kunst, die Menge zu leiten, nicht wohin sie gehen will, sondern wohin sie gehen soll." Für einen Bürger der DDR ist das sicherlich ein ambivalent klingender Satz. Dennoch meine Frage: Hat ein Politiker in der Demokratie auch die Aufgabe, zu führen, zu leiten und auch einmal gegen Mehrheiten zu entscheiden?
- Eppelmann:** Dieser Satz ist wirklich ein sehr gefährlicher. Ich meine - vor allem im Hinblick auf die gegenwärtige politische Debatte mit Blick auf die Frage von Krieg und Frieden im Irak -, dass die verantwortlichen Politiker schon auch ein Stück weit die Aufgabe haben, im mittel- und langfristigen Interesse ihrer Völker oder auch der UNO zu führen und zu handeln. Sie müssen dies aber immer in dem Bewusstsein tun, dass das auch ein völlig falscher Weg sein kann. Ich habe deswegen so gezögert mit meiner Antwort, weil ich ja bis zu meinem 46. Lebensjahr in Verhältnissen leben musste, in denen 19 immer älter werdende Männer der Meinung waren, sie seien die Einzigen, die klug sind. Sie haben letztlich versucht, 16 Millionen Menschen zu ihrem vermeintlichen Glück zu zwingen und dabei nie begriffen, dass diese 16 Millionen DDR-Bürger das nicht als Glück, sondern immer nur als Zwang erlebt haben.
- Reuß:** Diese 19 Männer waren das SED-Politbüro.
- Eppelmann:** So ist es.
- Reuß:** "Leidenschaft muss sein, auch in der Politik, oder besser eine sinnliche Empfindung für alle Aspekte des Lebens." Dieser Satz stammt von Oscar Lafontaine, dem langjährigen SPD-Vorsitzenden. Wie viel Leidenschaft

braucht Ihrer Ansicht nach die Politik?

Eppelmann: Mindestens der Politiker braucht Leidenschaft. Ob Leidenschaft für die Politik in direkter Hinsicht so gut ist, weiß ich nicht. Aber zumindest indirekt ist sie wichtig für die Politik über die in der Politik Handelnden: Sie müssen in der Tat leidenschaftlich sein. Sie müssen z. B. leidenschaftlich für Gerechtigkeit kämpfen oder für den Erhalt des Friedens. Sie müssen mit Leidenschaft und hoffentlich auch mit Fairness Missionar sein für die Richtigkeit ihrer Überzeugungen. Sie müssen sich auch darauf einlassen können, leidenschaftlich mit anderen um den besten Weg oder das beste Konzept zu streiten. Also: Leidenschaft in der Politik - ja. Ich meine aber, dass es Spielregeln geben muss, an die man sich hält, und dass es auch ein Stück Achtung dem anderen gegenüber braucht, ihm genauso viel Leidenschaft zuzugestehen, wie man sie für sich selbst in Anspruch nimmt.

Reuß: Sie haben ja nun Politik in der DDR und Politik in der Bundesrepublik erlebt, denn Sie sitzen seit 1990 im Deutschen Bundestag. Manfred Rommel, der ehemalige Stuttgarter Oberbürgermeister, sagte einmal: "Es gibt Politiker, die das, was sie sagen, glauben. Und es gibt solche, die das, was sie sagen, nicht glauben. Gefährlich sind die Ersteren." Sie haben damals ja auch für eine andere, für eine neue Politik gekämpft. Wie viel Ehrlichkeit gibt es denn Ihrer Ansicht nach in der Politik?

Eppelmann: Das ist eine Frage, die ich Ihnen grundsätzlich und allgemein nicht beantworten kann. Wir müssten hier schon über konkrete Ereignisse oder Verhaltensweisen sprechen. Zunächst einmal glaube ich schon, dass die allermeisten Politiker darum bemüht sind - ich rede jetzt nur mal von Politikern in der Demokratie oder, noch ein bisschen bescheidener, in der Bundesrepublik Deutschland -, die eigenen Wertvorstellungen, den eigenen Glauben, die eigenen Überzeugungen, das politische Programm der Partei, der Freunde, mit denen man da zusammen ist, möglichst glaubwürdig umzusetzen. Dies machen sie auch aus der Erkenntnis heraus, nicht nur sich selbst gegenüber ein Stück weit treu sein zu wollen, sondern auch, weil sie sagen: "Ohne Glaubwürdigkeit hast du keine Chance, wiedergewählt zu werden!"

Reuß: Ich würde hier gerne einen kleinen Schnitt machen, wir kommen später noch einmal auf die Politik zurück, und unseren Zuschauern den Menschen Rainer Eppelmann näher vorstellen. Sie sind am 12. Februar 1943 in Berlin geboren als ältestes von vier Kindern. Ihr Vater war Zimmermann und Ihre Mutter gelernte Schneiderin. Sie blieb aber mit den Kindern als Hausfrau zu Hause. Wie war denn Ihre Kindheit, die ja noch vor dem Mauerbau angesiedelt war? Wie sind Sie aufgewachsen? Hatte man es da als Ältester besonders leicht oder besonders schwer?

Eppelmann: Möglicherweise liegt es daran, dass ich der Älteste bin, dass ich sage, dass der Älteste oder die Älteste es schwerer hat als die anderen. Zum einen, weil junge Eltern vermutlich mehr Fehler machen, aufgeregter sind und noch nicht so viel Erfahrungen haben. Da ich ja auch selbst Vater von fünf Kindern bin, glaube ich schon, dass an dieser Bemerkung und Feststellung zumindest ein bisschen was dran ist. Und der zweite Punkt ist: Beim ersten Kind möchte man es besonders genau, besonders richtig machen. Da wurde, zumindest in meiner Zeit, noch jede Windel gebügelt. Nachher wurden sie nur noch glatt gezogen, das war genauso gut. Das heißt, das älteste Kind muss zuerst einmal Freiräume und eigene Möglichkeiten den Eltern gegenüber erkämpfen. Die anderen Kinder bekommen das hingegen alles wie selbstverständlich mit: Das Taschengeld wird meinerseits bereits früher ausbezahlt, man darf eher alleine ins Kino oder in die Disco gehen und dort am Abend länger bleiben usw. Das älteste Kind musste sich das alles erst erkämpfen. Dies fällt einem durchaus manchmal schwer und man empfindet das Ganze als ungerecht: "Menschenskind, bei mir war das alles ganz anders!" Aber für die ganze Entwicklung eines Menschen ist es

meiner Meinung nach natürlich nicht schädlich, wenn man lernt, sich in einer Welt mit unterschiedlichen Interessen durchzusetzen.

Reuß: Ihr Vater stammte, glaube ich, aus Rheinhessen und arbeitete noch vor dem Mauerbau in Westberlin. Die Sektorengrenze war damals noch relativ durchlässig. Sie und Ihre Schwester gingen damals ja sogar auf ein Westberliner Gymnasium. Ihre Vater galt daher ein Stück weit als westorientiert. Hat Ihnen das schon zu dieser Zeit, also noch vor dem Mauerbau, Nachteile beschert?

Eppelmann: Vor dem Mauerbau hatte ich zumindest keine für mich spürbaren Nachteile. Wir gingen ja zunächst einmal in Ostberlin auf die Schule und erst dann, als uns die Möglichkeit verwehrt worden ist, auf einer Ostberliner Oberschule das Abitur zu machen, haben uns unsere Eltern an zwei ganz bestimmte Schulen in Westberlin geschickt: Das waren Westberliner Gymnasien, auf denen nur Osterberliner Kinder waren oder aus dem Umfeld von Berlin in der DDR. Das waren Kinder, die trotz guter schulischer Leistungen aber wegen mangelnder politischer Tätigkeit oder weil ihre Eltern keine Arbeiter waren oder weil sie sich nur konfirmieren haben lassen und keine Jugendweihe mitgemacht hatten, in der DDR nicht auf die Oberschule zugelassen worden waren und dort kein Abitur machen konnten. Dafür gab es in Westberlin zwei Schulen, damit sie dann dort ihr Abitur machen konnten. Wir haben also an dieser Schule z. B. auch weiterhin Russisch gelernt, weil das nun einmal die Fremdsprache gewesen ist, die wir bereits vorher auf der Grundschule gelernt hatten. Ich genoss es eigentlich eher, dass ich als Ostberliner drei Jahre lang in Westberlin zur Schule gehen konnte. Das unmittelbar spürbare Dilemma kam dann erst mit dem 13. August 1961: Da war es dann mit der Schule vorbei! Am Anfang durfte man als ehemaliger Schüler einer solchen Schule noch nicht einmal eine Lehrstelle aufnehmen. Ich habe daher zunächst einmal ein Jahr lang als Dachdeckerhilfsarbeiter schwer, schwer tragen und arbeiten müssen. Vieles von dem, was ich dann danach erlebte, hatte ein Stück weit darin seine Begründung, dass ich in einem doppelten Sinne praktisch ein Verräter dieser Arbeiter- und Bauerngesellschaft gewesen bin. Für den Schulbesuch im Westen konnte ich zwar letztlich gar nichts: Meine Eltern hatten das damals für mich als 14-Jährigen entschieden, aber es gab dann ganz einfach so etwas wie Sippenhaft. Der zweite Punkt war, dass mein Vater auch nach dem 13. August in Westberlin gearbeitet hat: Er blieb in Westberlin, weil er meinte, dass er es in Ostberlin nicht aushält, obwohl dort seine Frau und seine vier Kinder waren.

Reuß: Ihre Familie wurde also getrennt: Ihre Mutter war damit einverstanden, dass Ihr Vater in Westberlin blieb, während sie selbst mit ihren vier Kindern in Ostberlin blieb. Hatten Sie damals geglaubt, dass diese Mauer 28 lange Jahre halten würde?

Eppelmann: Nein, ich hatte dazu als 18-Jähriger zunächst einmal überhaupt keine Vorstellung, wie ich Ihnen ehrlich sagen muss. Ich hatte zunächst einmal die Hoffnung, dass mein Vater Recht hat, der gesagt hatte: "Das kann bloß wenige Wochen dauern! Es ist völlig unmöglich, dass man in Berlin und quer durch Deutschland eine durchgehende Mauer errichtet." Erst im Laufe der Zeit haben wir dann wie alle anderen - inzwischen ehemaligen - DDR-Bürger gemerkt, dass diese Mauer fast für die Ewigkeit gebaut wird, zumindest bezogen auf das Leben eines Einzelnen. Denn ansonsten ist das ja unhistorisch: In der Geschichte gibt es zum Glück nichts Ewiges. Viele von uns, auch ich, haben jedenfalls später in zunehmendem Maße mit der Überzeugung gelebt - und daher versucht, sich in dieser DDR entsprechend einzurichten -, dass diese DDR länger existieren wird, als sie selbst leben werden.

Reuß: "Der 13. August 1961 hat mein Leben so stark bestimmt wie kein anderes Datum", haben Sie geschrieben. Was hat die Mauer bei Ihnen ausgelöst?

Wut, Verzweiflung, Ohnmacht? Fühlten Sie sich ein Stück weit um ihre Zukunft betrogen?

- Eppelmann:** Zunächst einmal war ich tatsächlich sehr betroffen, tief traurig und verärgert, dass ich nicht mehr an meine Schule nach Westberlin gehen konnte, weil Walter Ulbricht arroganterweise der Meinung war - so erlebte ich das zumindest -, dass ich nun genug gelernt hätte, dass nun Schluss damit sei. Zu dieser Zeit, also im Jahr 1961, hätte ich gerne Architektur studiert: Ich hätte das möglicherweise auch gemacht, wenn dieser 13. August nicht gekommen wäre und ich mein Abitur hätte machen können. Und wir lebten ja bis dahin als Familie zusammen: Das heißt, mein Leben verlief nach dem 13. August tatsächlich völlig anders, als das vorher der Fall gewesen war. Da bei mir davor zunächst einmal alles freundlich geordnet schien, war das natürlich auf einmal ganz anders: Das hat mich sehr bedrückt und traurig gemacht und zu dem Gedanken und der Hoffnung gebracht, dass es schön wäre, wenn ich auf irgendeine Art und Weise doch noch nach Westberlin rüber könnte. Dies ist mir aber nie gelungen. Ich muss allerdings sagen, dass ich bzw. mein Vater das nie ernsthaft probiert haben. Aber diesen Traum, dass das entweder aufhören müsste oder dass ich zumindest eine Chance haben müsste, auch rüber zu kommen, hatte ich als Heranwachsender schon noch mehrere Jahre.
- Reuß:** Sie durften dann schließlich doch noch eine Ausbildung machen als Rohbaumonteur, wie das im Jargon hieß, also als Maurer.
- Eppelmann:** Sie haben das mit Absicht Rohbaumonteur genannt, weil es mehr sein sollte als Maurer. Wir haben also gemauert und ein bisschen gelernt, Fliesen zu legen und Beton zu machen. Aber wir haben eben auch in den damals beginnenden Plattenbauten in der DDR gearbeitet. Wir haben den Umgang mit großen Bauteilen gelernt und wie man sie zusammensetzt. Zum Teil haben wir sie aber auch von Schweißern zusammenschweißen lassen. Die ersten Neubauten, die in der DDR aus Platten gebaut worden sind, entstanden 1963/64: Dafür wurden wir ausgebildet. Allerdings hat man danach doch gemerkt, dass das ein Irrweg war: Keiner konnte mit dem Begriff Rohbaumonteur etwas anfangen. In meinem Gesellenbrief steht daher "Maurer", obwohl der Lehrvertrag als Rohbaumonteur abgeschlossen worden war.
- Reuß:** Sie haben früh schon als Laienschauspieler Theater gespielt und einmal selbst dazu gesagt: "Mir hat die Schauspielerei Sicherheit im Auftreten gegeben und sie hat es mir erleichtert, mich in andere Rollen zu versetzen." War denn diese Schauspielerei auch eine Art Ventil, um aus dem Alltag mal ausbrechen zu können?
- Eppelmann:** Es war für mich eine sinnvolle Form von Freizeitgestaltung. Man muss dazu sagen, dass das eine Laienschauspielgruppe der evangelischen Kirche in Berlin gewesen ist. Ich war ja kein FDJ-Mitglied und hatte von daher also nicht diese Möglichkeiten von organisierter Freizeitgestaltung, die andere junge Menschen in der DDR hatten. Und immer nur mit der ein Jahr jüngeren Schwester oder den kleinen Geschwistern zu spielen, machte auch keinen Spaß. Deshalb habe ich das Theaterspielen als etwas ausgesprochen Angenehmes erlebt. Außerdem habe ich festgestellt, dass es mir richtig Spaß macht und dass ich im Umgang mit mir und mit anderen sicherer wurde. Das habe ich ebenfalls als etwas sehr Angenehmes erlebt.
- Reuß:** Sie waren dann später in der Produktionsgenossenschaft des Handwerks tätig und haben geschrieben: "Ich konnte in dieser Zeit auch sagen, was ich wollte und was ich dachte." Wie viel Freiheit war zu dieser Zeit in der DDR möglich?
- Eppelmann:** Das, was Sie hier eben aus meinem Buch zitiert haben, bezog sich nicht auf die Gesamtgesellschaft DDR, sondern tatsächlich nur auf diesen genossenschaftlichen Betrieb. Und selbst das habe ich mich am ersten Tag

so auch nicht getraut, sondern erst, nachdem ich die Kollegen, mit denen ich da zu tun hatte, näher kennen gelernt hatte. Dann stellte ich nämlich fest, dass ich in dieser Runde meine Meinung sagen kann, ohne mir Sorgen machen zu müssen, dass es schließlich wohin getragen wird, wo es mir möglicherweise schaden könnte. Das ist eigentlich in der gesamten DDR-Zeit keine Selbstverständlichkeit gewesen. Wenn Sie in der DDR ein Restaurant betraten, war es dort still wie in einer Beerdigungshalle. Und das, obwohl die Tische weit auseinander standen. Das lag daran, dass die Menschen nicht so laut miteinander redeten, wie wir beide das jetzt tun, sondern man beugte sich zueinander und flüsterte. Man wusste ja nicht, wer am Nebentisch sitzt und ob der hören kann, was man am eigenen Tisch gerade verhandelt.

Reuß: Sie haben in Ihrem Buch mit dem Titel "Feinde im eigenen Haus" geschrieben, es sei damals generell auch mehr Kritik und Widerstand möglich gewesen, als tatsächlich geübt wurde. Wörtlich heißt es in Ihrem Buch: "Eine Lehrerin musste einem Kind, das nicht bei den Pionieren oder bei der FDJ, der Freien Deutschen Jugend war, keine schlechteren Noten geben, wenn es auch ihrem Image schadete. Ein Rechtsanwalt musste einen politisch heiklen Fall nicht ablehnen. Ein Angestellter musste eine abweichende Meinungsäußerung eines Kollegen nicht nach oben melden. Ein Staatsfunktionär musste einen Ausreiseantragsteller nicht beleidigen oder schikanieren und kein Grenzsoldat musste töten und schon gar nicht Flüchtende mit Blei voll pumpen." Was war Ihrer Meinung nach das Motiv vieler Menschen, die dennoch so gehandelt haben? War es Angst? War es Opportunismus? Oder war es Überzeugung?

Eppelmann: Von allem etwas. Sie haben jetzt drei Gründe genannt, die ich mir in vielen Schattierungen vorstellen kann, aber das sind ganz sicher noch nicht alle. Das hatte auch etwas mit Sehnsucht nach eigener Karriere und beruflichem Erfolg zu tun. Ich möchte nicht wissen, wie viele Menschen geopfert worden sind, geopfert auf dem Altar des eigenen Wunsches nach beruflichem Erfolg, nach einer Prämie, nach mehr Geld, nach einem Urlaubsplatz oder was auch immer.

Reuß: 1962 wurde in der DDR die Wehrpflicht eingeführt und zwei Jahre später folgte eine Art Kriegsdienstverweigerungsrecht. Damit war die DDR der einzige Staat im Warschauer Pakt, der so etwas kannte. Allerdings war es kein Kriegsdienstverweigerungsrecht, wie wir es in Westdeutschland mit dem Zivildienst kannten. Sie mussten vielmehr Uniform tragen und bei der NVA, der Nationalen Volksarmee, als so genannter Bausoldat dienen. Sie selbst haben sich jedenfalls für diesen Weg entschieden. Sie haben verweigert und waren Bausoldat, obwohl das im Nachhinein auch berufliche Nachteile mit sich bringen konnte.

Eppelmann: Nein. Es war nicht so, dass es Nachteile bringen konnte: Es brachte zwangsläufig Nachteile mit sich. Das war völlig klar, auch wenn das natürlich nicht in der Anordnung stand, sondern im Grunde formaljuristisch eine Sauerei oder eine Ungeheuerlichkeit war. Das war ein Gesetz, das ich mir nicht selbst geschaffen habe, sondern das von den zuständigen staatlichen Stellen in der DDR im Zusammenhang mit der Aufstellung der Baueinheiten innerhalb der nationalen Volksarmee gemacht worden war. Es war also offiziell in Kraft befindliches Recht in der DDR und trotzdem war völlig klar, dass derjenige, der dieses Recht in Anspruch nimmt, nie wieder an einer staatlichen Universität der DDR studieren können. Das heißt, wer studieren wollte und wem das in dieser Phase seines Lebens das Wichtigste war, der durfte nicht Bausoldat werden, weil eben klar war, dass man dann nicht mehr studieren kann.

Reuß: Sie haben geschrieben: "Die Waffendienstverweigerung war mein erster Akt bewussten politischen Widerstandes." Warum war Ihnen das damals so wichtig? War Ihnen die DDR damals schon so fremd geworden? Sie haben

ja geschrieben, Sie hätten sich auch vorstellen können, in der Bundesrepublik Deutschland zum Beispiel Bundeswehrpilot zu sein, also auch Dienst an der Waffe zu tun.

Eppelmann: Richtig. Nun lag da jedoch bereits ein Stück Zeit dazwischen. Ich konnte ja nur bis zum Sommer 1961 in Westberlin zur Schule gehen: Zu dieser Zeit habe ich tatsächlich überlegt, ob ich Architektur studieren oder als Pilot zur Bundeswehr gehen soll. Die Zeit, von der wir jedoch jetzt reden, ist gut zwei Jahre später gewesen. Die Kontakte zur Jungen Gemeinde, also zur Gemeinschaft der jungen Christen bei uns in der Kirche, waren in der Zwischenzeit bei mir sehr viel intensiver geworden. Ich hatte auch sehr viel intensiver Theater gespielt: wie vorhin gesagt, eben auch in einer kirchlichen Jugendgruppe. Und offensichtlich habe ich mich in diesen zwei Jahren auch innerlich ein Stück weiterentwickelt. Der Satz "Du sollst nicht töten" hat bei mir eine größere Bedeutung bekommen, als er das noch 1961 gehabt hatte. Diese Bedeutung hat er übrigens bis heute. Ich würde mich immer noch als Pazifist betrachten wollen. Zum Zweiten habe ich mich – nachdem ich gemustert worden bin – in der Vorbereitung auf die Frage, was ich jetzt machen werde, auch mit dem Fahneid und mit dem Gelöbnis befasst. Ich habe mich also auch darüber informiert, was dann passiert. Mir wurde sehr schnell klar, dass die von mir erwarten, dass ich meinem militärischen Vorgesetzten unbedingten Gehorsam gelobe. Das war also eine Verfahrensweise wie auch bei der Wehrmacht unter Hitler: Der Soldat hat einen Befehl, den er bekommen hat, unbedingt auszuführen. Das war gerade nicht wie bei der Bundeswehr, wo ein Soldat den Befehl verweigern kann, wenn er der Meinung ist, dass das ein Befehl gegen die Menschlichkeit sei. Bei uns hatte der Soldat den Befehl also bedingungslos auszuführen. Er hätte nur die Möglichkeit gehabt, sich hinterher zu beschweren. Ich habe mir also – erstens als Christ und zweitens als ein nach Auschwitz Lebender – gesagt, dass ich keinem Menschen auf dieser Erde unbedingten Gehorsam versprechen werde. Diese Weigerung zu versprechen, alles zu tun, was mir befohlen wird, war ja auch noch in juristischer Hinsicht relevant: Das war mir nämlich in der Tat acht Monate Gefängnis wert.

Reuß: Sie haben das Gelöbnis verweigert. Es gab dann verschiedene Pressionsversuche, Sie doch dazu zu bringen. Sie haben Stand gehalten und Sie haben daher geschrieben: "Ich neige zur Konsequenz, und wenn ich mich mal zu etwas entschlossen habe, halte ich es durch." Nun frage ich mal provokativ: Der Volksmund sagt ja, man müsse sich im Leben häufig zwischen Konsequenz und Klugheit entscheiden. War diese Konsequenz, die Sie damals an den Tag legten, klug? Oder anders gefragt: Sind Sie sehr mutig oder eher trotzig?

Eppelmann: Das wage ich nicht für jede Situation, die mir jetzt einfallen könnte, zu beantworten, ob ich da mehr trotzig oder mehr klug gewesen bin. Ich gebe ehrlich zu: Spätestens als das Gitter dann hinter mir zugeschlagen ist, habe ich mich selber schon auch gefragt, ob das nun klug gewesen ist. Was kann ich damit jetzt tatsächlich erreichen? Es war ja so, dass ich nicht nur den Knast absitzen musste, sondern hinterher auch noch die anderthalb Jahre Bausoldat vor mir hatte. Ich war also nicht – wie die anderen – nur 18 Monate von zu Hause weg, sondern 18 plus acht, also 26 Monate. Darüber hinaus galt ich eine ganze Reihe von Jahren als vorbestraft. Und ich saß auch noch im Zuchthaus, nicht im Gefängnis!

Reuß: Und Sie wussten vorher ja nicht, wie lange die Gefängnisstrafe sein würde. Sie hätte nämlich auch noch länger sein können.

Eppelmann: So ist es. Mir ist eine mehrjährige Strafe angedroht worden. Dass ich das so gemacht habe, hatte, wie ich glaube, zwar schon auch etwas mit Überzeugung, aber, wenn Sie so wollen, durchaus auch ein Stück weit mit Dickschädeligkeit oder Trotz zu tun. Ich muss dazu aber sagen, ich habe

nachher – und das war beglückend in meinem Leben – immer wieder erfahren, dass mich diese acht Monate Gefängnis gestärkt haben und nicht geschwächt. Ich hatte mir das ja genau überlegt. Ich bin ja nicht – Entschuldigung – im Suff in etwas hineingeraten, was ich als Nüchterner nie getan hätte. Ich habe mir als Nüchterner sehr genau überlegt, was ich an dieser Stelle tue. Auf die Frage, die mir später öfter gestellt wurde: "Was war die bisher wichtigste Zeit in deinem Leben?", habe ich jedenfalls bis 1988 immer diese acht Monate Gefängnis genannt.

Reuß: Als Sie nach dieser Zeit – Sie mussten ja Ihre Zeit als Bausoldat auch noch abfeiern – wieder nach Hause kamen...

Eppelmann: Von "feiern" kann freilich nicht die Rede sein.

Reuß: Ich hatte das natürlich nur in Anführungsstrichen gemeint. Als Sie also 1967 wieder zurück nach Hause kamen, war vieles anders geworden. Ihre Mutter war mit Ihren zwei jüngsten Geschwistern bereits ausgewandert: sie hatte einen Ausreiseantrag für die gesamte Familie gestellt. Ich glaube, geholfen hat ihr damals der Oberkonsistorialrat Stolpe.

Eppelmann: Der Konsistorialpräsident Stolpe.

Reuß: Sie hätten vielleicht später nachreisen können – ganz klar war das noch nicht –, aber Sie haben irgendwann entschieden: Nein, ich bleibe hier! Warum?

Eppelmann: Ich habe damals schon meine Frau gekannt, auch wenn sie noch nicht meine Frau gewesen ist, und habe das auch dem Manfred Stolpe gesagt. Daraufhin meinte er zu mir: "Für beide zusammen können wir keinen Antrag stellen, weil diese ganze Sache ja nur auf dem Wege der Familienzusammenführung läuft. Sie sind zwar inzwischen auch längst volljährig, da Sie aber noch nicht verheiratet sind und noch keine eigene Familie haben, gilt das noch als Familienzusammenführung. Wir könnten diesen Antrag also nur für Sie stellen. Das dauert möglicherweise noch zwei oder drei Jahre, aber dann können Sie nachreisen, wenn alles klappt. Und erst wenn Sie drüben sind, könnte Ihre Freundin einen Antrag stellen, dass sie auf dem Wege der Familienzusammenführung Ihnen nachkommt." Wenn sie also überhaupt hätte ausreisen können, hätte das fünf bis sechs Jahre Trennung bedeutet. Und das wollten wir beide nicht. Ich muss ehrlich sagen, ich bin nie wieder auf den Gedanken gekommen, einen solchen Ausreiseantrag zu stellen. Denn mir war inzwischen auch klar geworden, dass ich nicht bis zu meinem Lebensende Maurer bleiben will - oder ich hätte damit leben müssen, für mich selber und für meine Umwelt ein unzufriedener Mensch zu sein. Ich habe mich also gefragt, was ich stattdessen machen könnte. Das Einzige, was mir – Gott sei Dank – gescheiterweise eingefallen ist, war die Theologie. Für die Familie, aus der ich komme, war das ungewöhnlich, weil es bei uns bis dahin keine Theologen gegeben hatte. Meine Eltern waren auch keine frommen, praktizierenden Christen, sondern nur Kirchensteuerzahler. Ich habe nach diesem Entschluss auch sehr schnell den Eindruck gewonnen, dass ich in der DDR viel mehr gebraucht werde als in der Bundesrepublik. Ich kam also nie mehr auf den Gedanken, die DDR zu verlassen, obwohl ich dort dann ganz alleine war, als auch noch meine ältere Schwester ausgewandert war. Meine Schwester war nur ein Jahr jünger als ich. Die beiden kleineren Geschwister waren gleich mit meiner Mutter rausgekommen und mein Vater war ja bereits drüben. Ich bin also ganz alleine zurückgeblieben. Ich habe mich daher sehr gefreut, als ich später in meiner Stasi-Akte lesen durfte: "Er lebt nach dem Motto und ist davon überzeugt: Bleibe im Lande und wehre dich täglich!" Die Stasi hatte mich begriffen.

Reuß: Das Jahr 1969 war ein Schlüsseljahr. In dem Jahr heirateten Sie und Sie haben sich für den Berufsweg des Pfarrers entschieden.

- Eppelmann:** 1970.
- Reuß:** Oh, Entschuldigung, also ein Jahr später. Sie konnten damals Pfarrer werden, obwohl Sie keine Hochschulreife, kein Abitur besaßen. Sie haben es daher auf dem Weg der Fachhochschule versucht: In der DDR gab es damals nämlich theologische Fachhochschulen.
- Eppelmann:** Die Aufnahmebedingung dafür war eine abgeschlossene Berufsausbildung, möglichst auch noch Berufserfahrung und mittlere Reife. Das war dem Umstand geschuldet, dass es eine ganze Reihe von jungen Frauen oder Männern gegeben hat, die gerne Theologie hätten studieren wollen. Da sie sich aber zum Beispiel nur hatten konfirmieren lassen und keine Jugendweihe besaßen, durften sie kein Abitur machen. Diese Leute hätten also alle nicht studieren können. Weil es aber gleichzeitig eine Pfarrer-Not in der DDR gab, hat man diesen Weg gewählt. Vernünftigerweise.
- Reuß:** Sie haben gesagt, dass Sie in einer Familie groß geworden sind, die nicht übermäßig christlich war. Sie selbst waren auch kein großer Kirchgänger zu der damaligen Zeit. Wieso dann gerade das Pfarrersamt? War es für Sie wiederum der Versuch, eine Nische zu finden?
- Eppelmann:** Ich sage es mal ganz brutal. Monatelang habe ich mich gefragt und mich erkundigt: "Was kannst du in dieser DDR, die eingemauert ist, die zu ist, aus der du wahrscheinlich in deinem Leben nie rauskommst, was kannst du machen in der Hoffnung, wenigstens ein bisschen so etwas wie Glück, Zufriedenheit und Selbstverwirklichung zu erleben?" Das Einzige, auf das ich immer wieder gestoßen bin, ist der Beruf des Pfarrers gewesen. Und so bin ich eben das für mich zunächst ungeheure Risiko eingegangen. Ich habe mir gesagt, dann studierst du das mal, ohne eine sehr genaue Vorstellung davon zu haben. Ich konnte ja in meiner eigenen Familie keinen fragen. Zum Glück habe ich später jedoch gemerkt, dass das genau der richtige Beruf für mich gewesen ist.
- Reuß:** Sie waren dann Pfarrer und auch Kreisjugendpfarrer. Sie haben sich schon früh engagiert, man kann fast sagen, politisch engagiert. Sie haben zum Beispiel Schriftsteller oder Künstler auftreten lassen, die eigentlich Berufsverbot, also Auftrittsverbot hatten: Stephan Krawczyk, Freya Klier, Barbara Thalheim und viele andere. Wie hat denn Ihre Kirchenleitung auf dieses eigentlich schon politische Engagement damals reagiert?
- Eppelmann:** Unterschiedlich. Auf der einen Seite war man befremdet. Ein Kollege von mir hat ja in einer anderen Berliner Gemeinde etwas Ähnliches gemacht. Ich kann mich daran erinnern, dass wir beide uns immer wieder von Kollegen, aber auch von Kirchenleitenden die Frage gefallen lassen mussten, ob denn das das Tun von Kirche sei, ob wir uns um so etwas kümmern müssten, ob das in der Kirche stattfinden darf, ob denn das mit Gottesdienst zu tun hat. Wir haben uns aber zum Glück durchsetzen können. Erfreulicherweise hat es eine generelle Linie in unserer Kirche gegeben, die da hieß: "Kirche muss das Gespräch mit allen Menschen in der DDR suchen; nicht nur mit den Gemeindemitgliedern oder mit den staatlichen Funktionären, sondern mit allen Menschen in diesem Land!" Zu denen gehörten eben auch Künstler oder Schriftsteller – und auch solche, die in der DDR nicht mehr verlegen oder auftreten durften. Das ist dennoch immer ein Stück weit mit Misstrauen und mit Sorge gesehen worden, speziell dann, wenn es zu Konflikten mit den staatlichen Stellen gekommen ist. Als sie versuchten, mich dazu zu bringen, mit solchen Formen von Veranstaltungen aufzuhören, haben sie erlebt, dass das nicht funktioniert. Dann haben sie sich – wie man das in Deutschland offensichtlich macht – an den Vorgesetzten gewandt, in der Hoffnung, dass der sagt, "Damit wollen wir aufhören!", und dass der dann Druck auf den Pfarrer ausübt. Ich kann mich an ein Gespräch mit einem Berlin-Brandenburger Bischof zu Hochzeiten der Blues-Messen erinnern, der zu mir sagte: "Ich habe da

gerade ein Problem, und zwar mit der Tochter eines Pfarrers und dessen Frau, die nur Einsen im Zeugnis stehen hat, aber zum Abitur nicht zugelassen wird." Als er versuchte, den Staatssekretär für Kirchenfragen dazu zu bewegen, sich dafür einzusetzen, dass die Tochter doch das Abitur machen kann, soll der Staatssekretär für Kirchenfragen geantwortet haben: "Wenn Sie den Eppelmann dazu bringen, dass er keine Blues-Messen mehr macht, dann bin ich bereit, mit Ihnen über dieses Thema zu reden." Sie können sich vorstellen, dass das keine sehr angenehme Situation für mich gewesen ist. Denn auf der einen Seite meinte ich, das weitermachen zu müssen, um eben Tausenden von Jugendlichen über die nächsten vier Wochen zu helfen: Von einer Blues-Messe zur anderen haben sie es dann nämlich wieder ausgehalten in der DDR. Aber ich hatte andererseits auch immer ein Stück weit das schlechte Gewissen, dass ich dazu beitrage, dass dieser eine, mir unbekannte junge Mensch sein Abitur nicht machen kann. Aber ich habe mir gesagt, dass ich mich an dieser Stelle nicht erpressen lassen darf.

Reuß: Sie sind ja sehr früh durch Ihr Tun der "Firma", wie der Staatssicherheitsdienst der DDR hieß, aufgefallen. Man hat nicht nur versucht, über Ihre Vorgesetzten auf Sie Einfluss zu nehmen, sondern es ging dann schon noch eine dicke Spur härter zu. Wenn ich das richtig nachgelesen habe, war es im November 1978, als Sie in einen Unfall verwickelt worden sind, der Ihnen beinahe eine Ganzkörperquerschnittslähmung eingebracht hätte. Mehrere Operationen waren notwendig, um dies zu verhindern. War Ihnen damals schon bewusst, dass dieser Unfall inszeniert war?

Eppelmann: Also damals auf keinen Fall. Auf den Gedanken bin ich gar nicht gekommen, muss ich Ihnen ehrlich sagen. Ich könnte es auch heute nicht mit Bestimmtheit sagen, weil ich es nicht beweisen kann. Es gibt ein paar Merkwürdigkeiten, aber beweisen könnte ich es nicht. Der Gedanke ist mir erst gekommen, als ich nach der friedlichen Revolution in den vorhandenen Teil meiner Stasi-Akten schauen konnte und auf einmal feststellte, dass man bei der Staatssicherheit mehrmals ernsthaft überlegt hat, auf welche unauffällige Art und Weise man mein Leben verkürzen könnte. Man hat da so Gedankenspiele mit einem Unfall gemacht: dass man einen Spiegel auf die Autobahn stellt, ich geblendet werde und eine Brücke hinunter stürze oder so. Das hat man nachher aber nicht gemacht - mit dem merkwürdigen Argument. Ich halte das Ganze ja überhaupt für fürchterlich: Diese Untergebenen – nicht irgendwelche Kriminellen, sondern Mitarbeiter einer staatlichen Behörde! – bekommen von ihrem Vorgesetzten den Befehl, sich mal Gedanken darüber zu machen, wie man mich verschwinden lassen kann. Sie entwickeln mehrere Pläne und stellen diese Pläne vor: Das waren, auf Deutsch gesagt, Mordpläne. Diese Leute werden aber nicht entlassen, werden nicht degradiert, werden nicht eingesperrt: Es passiert ihnen gar nichts. Stattdessen sagt deren Führungsoffizier nein, und zwar mit einer wirklich tollen Begründung! Sie hatten nämlich immer überlegt, ob sie das auf einer Fahrt von mir zusammen mit meiner Frau raus nach Grünheide zu Robert Havemann machen können. Dabei musste ich in der Tat immer über eine Brücke fahren: Dort wollten sie diesen Unfall herbeiführen. Die Begründung des Führungsoffiziers war nun, es könne nicht ausgeschlossen werden, dass auch Unschuldige, also die neben mir sitzende Frau, bei diesem Verkehrsunfall ums Leben kommen könnten. Das heißt, sie hätten es gemacht, wenn sie nicht mitgefahren wäre. Ich bin auf dem Hintergrund einer Zeitungsannonce, die ich nach 1990 in die Zeitung gesetzt habe, diesem Führungsoffizier dreimal begegnet. Ich sehe ihn heute noch vor mir, als ich zu ihm nach Hause kam zu dem ersten Gespräch mit ihm. Ich konnte noch gar nicht guten Tag sagen, als er bereits in dem Augenblick, in dem er mich in seine Wohnung hinein bat, zu mir sagte: "Ich habe mich bei Ihnen nicht zu entschuldigen!" Er hat mir hinterher

erklärt, ich war der Staatsfeind Nummer eins und wollte – und das glaubt er bis heute – den "Friedensstaat DDR" stürzen. Und deswegen seien alle Mittel erlaubt gewesen.

Reuß: Sie haben es schon gesagt, Sie haben, glaube ich, 1980 Robert Havemann kennen gelernt, der damals schon von Staats wegen unter Hausarrest stand. Sie haben mit ihm verschiedene Aktionen durchgeführt. Wie wichtig war Havemann für Ihr weiteres politisches Engagement?

Eppelmann: Es gibt für mich zwei wesentliche Impulse für mein politisches Handeln, Tun und Denken. Das eine ist ein biologischer Grund: Ich wurde Vater. Mir wurde nämlich auf einmal klar: Wenn deine jetzt heranwachsenden Kinder eine Chance haben sollen, hier halbwegs vernünftig leben und auch glücklich sein zu können, dann musst du versuchen, diese Gesellschaft ein Stück weit zu verändern: in der Hoffnung, dass das spätestens in deren Leben Spuren zeigen wird. Und der zweite Impuls war tatsächlich Robert Havemann. Er hat zu mir gesagt: "Wir haben keine Chance in dieser Diktatur, wenn wir uns nicht Vernetzungen aufbauen und Stimmen suchen, um unser Denken und Tun möglichst schnell bekannt zu machen." Es war nämlich ein Schockerlebnis für mich gewesen, als in der Dresdener Weinberg-Gemeinde eine Initiative "sozialer Friedensdienst" gemacht wurde -- von einem Kollegen von mir, von Pfarrer Wonneberger und seiner Jungen Gemeinde -- und diese Information den Kreisjugendpfarrer in Berlin erst fast ein Jahr später erreichte. Die Regierenden der DDR waren zwar mittels Telefon usw. innerhalb von zwei, drei Minuten in der Lage, alle wichtigen Stellen in der DDR zu informieren. Robert Havemann hat mir jedoch gesagt: "Innerkirchlich geht das leider nicht, denn da macht die Kirche nicht mit. Wir müssen also das, was uns wichtig ist, was wir öffentlich machen wollen, über die westlichen Medien öffentlich machen. Dann ist das innerhalb von wenigen Minuten in der ganzen DDR ebenfalls bekannt." Das hat mich natürlich immer wieder in Konflikt mit der Kirche gebracht. Sie meinte, wir sollten unsere Probleme innerhalb der DDR lösen. Aber die Geschichte hat nachher in ihrem Verlauf eben auch gezeigt, dass es zu diesen Veränderungen in der DDR, dass es zur friedlichen Revolution nur deswegen gekommen ist, weil es, neben einer ganzen Reihe von anderen Gründen, auch diesen Informationsweg über die westlichen Medien gegeben hat. Von daher war also dieser Weg strategisch ungeheuer wichtig für uns.

Reuß: Sie haben verschiedene Aktionen durchgeführt: Sie haben einen Brief an Honecker geschrieben, Havemann hat an Breschnew geschrieben; Sie haben ein Gespräch auf Video aufgezeichnet, das dann im Westfernsehen in ARD und ZDF lief. Und 1982 haben Sie, mit Havemann damals noch gemeinsam, den "Berliner Appell" entworfen, der von der SED als Provokation empfunden wurde. Denn er hatte als Losung diesen berühmten Satz "Frieden schaffen ohne Waffen", während die SED-Losung doch geheißen hat "Der Friede muss bewaffnet sein". Sie wurden daraufhin erneut von der Stasi verhaftet: während einer Jugendfreizeit mit Konfirmanden. Hatten Sie in solchen Momenten nicht doch auch mal Angst?

Eppelmann: Ich hoffe, dass Sie es mir glauben: Nein. Um mich jedenfalls nicht. Jetzt komme ich wieder zu meinem Gefängnis, zu meinen Gefängniserfahrungen. Ich wusste, wie es im Gefängnis ist, und ich hatte Folgendes gelernt: Wenn du weißt, warum du da drinnen bist, gehst du nicht kaputt, sondern kommst im Normalfall sogar gestärkt wieder raus. Ich bin allerdings davon ausgegangen, dass die mich gar nicht anfassen werden. Es gab ja, zumindest zu der Zeit, in der DDR so etwas wie Folter oder Ähnliches nicht mehr. Ich weiß nicht, ob ich mit dieser Sicherheit ins Gefängnis gegangen wäre, wenn ich meine Stasi-Akte damals schon gekannt hätte, wenn ich also mitgekriegt hätte, wozu die zumindest

gedanklich fähig sind. Der zweite Punkt war, dass mir das eine ungeheure Freiheit gegeben hat. Ich wusste: So lange ich aus politischen Gründen im Gefängnis bin, wird meine Kirche mein Gehalt weiter bezahlen. Meine Frau und meine damals vier Kinder hätten nicht verhungern müssen oder wären nicht in gewaltige finanzielle Schwierigkeiten gekommen. Ich hatte damit eine materielle Unabhängigkeit wie nur ganz, ganz wenig andere Menschen in der DDR. Als Ingenieur z. B. hätte ich so etwas gar nicht tun können: Da wäre sofort mein Gehalt eingestellt worden und meine Frau und meine Kinder wären sofort in gewaltige soziale Nöte und Schwierigkeiten geraten. Der dritte Punkt war: Dank dieser Wege über die westlichen Medien war ich in der Zwischenzeit ein über die Grenzen der DDR hinaus bekannter Mann geworden. Ich konnte also davon ausgehen, dass eine Verurteilung von mir ähnlichen Wirbel hervorrufen würde, wie das bei Robert Havemann der Fall gewesen war. Dass ich schon nach zweieinhalb Tagen aus der Stasi-Haft wieder herausgekommen bin, hatte genau damit zu tun, dass die Bundesrepublik Deutschland klar gemacht hatte, "Wenn ihr den aus diesem Grund festhaltet und nicht herauslasst, dann wird das auf der Helsinki-Nachfolgekonferenz in Madrid ein Thema werden".

Reuß: Also auf der KSZE-Konferenz.

Eppelmann: So ist es. Die DDR wollte wegen dieser Konferenz natürlich gerne eine rechtsstaatliche und demokratische Fassade herstellen: Darum hat man mich wieder herausgelassen.

Reuß: Mit Blick auf die Uhr mache ich nun einen großen Sprung: In der Gruppe "Christen und Sozialismus" war die Idee geboren worden, die Stimmen bei den Wahlen doch einmal nachzählen zu wollen. Geplant war, wie ich glaube, dieses bereits bei den Volkskammerwahlen im Jahr 1987 zu machen. Damals war allerdings die Kontrolle noch nicht so lückenlos, dass Sie einen Wahlbetrug hätten beweisen können. Zwei Jahre später, bei den Kommunalwahlen 1988, war das schon anders: Sie konnten ihn beweisen und Sie haben dann ja auch Anzeige erstattet wegen Stimmen- und Ergebnisfälschung. War dieser Wahlbetrug bei den Kommunalwahlen eigentlich der Anfang vom Ende der DDR?

Eppelmann: Hm. Ich überlege deswegen so lange, weil ich diese Frage vor drei, vier Jahren wahrscheinlich noch ganz einfach und spontan mit Ja beantwortet hätte. Inzwischen glaube ich aber, dass das sehr viel früher angefangen hat. Dieser Wahlbetrug war dann nur mehr ein weiterer Tropfen, der den Krug zum Überlaufen gebracht hat. Der 17. Juni 1953, die Ausweisung von Biermann usw. gehören jedenfalls meiner Meinung nach hier auch unmittelbar mit dazu. Aber Sie haben Recht: Wenn ich in diesem Zusammenhang an unseren innerkirchlichen Raum denke, dann muss ich doch sagen, dass dieser nachgewiesene Wahlbetrug bei vielen Kolleginnen und Kollegen und braven Gemeindegliedern, die vorher immer "bleibe im Lande und nähre dich redlich", anstatt "...und wehre dich täglich" gesagt hatten, der maximale Schock gewesen ist. Das war für sie wirklich der maximale Schock, als sie erkennen und sich selbst sagen mussten: "Das sind ja auch noch Betrüger! Nicht nur, dass sie nur eine bestimmte politische Meinung haben wollen und diese Meinung mit großer Härte durchdrücken, sondern die betrügen ja auch noch. Die halten uns doch für dumm!" Dies hat in der Tat eine Menge von Leuten, die vorher eher abwartend und zögerlich gewesen sind, auf unsere Seite gebracht. Sie haben nämlich ab diesem Zeitpunkt gesagt: "Jetzt ist es aus! Mit unehrlichen Halunken wollen wir nichts mehr zu tun haben!" Wir hatten das tatsächlich bereits ein Jahr vorher bei den Volkskammerwahlen im Jahr 1987 versucht: Damals ist uns dieser Gedanke jedoch ein bisschen zu spät zu gekommen und so haben wir nur in drei Wahllokalen mitzählen können. 1988 ist es dann aber bei uns und in Weißensee tatsächlich so gewesen, dass wir in nahezu hundert Prozent der Wahllokale unseres Kreises und

Stadtbezirks gewesen sind, sodass wir praktisch flächendeckend zählen konnten. Und wir waren auch bei der Auszählung mit dabei. Dabei konnten wir ihnen dann anhand der öffentlichen Auszählergebnisse in der Tat nachweisen, dass sie wirklich betrogen haben. Dies ist aber nur an zwei Stellen tatsächlich möglich gewesen. Ein Wahllokal alleine hätte ja nicht gereicht: Dies hätten sie nämlich mit anderen wieder ausgleichen können. Man musste also tatsächlich einen ganzen Wahlbezirk flächendeckend kontrollieren können: 1988 ist uns das zum ersten Mal gelungen. Interessanterweise bin ich damals auch noch von einem Staatsanwalt unter Druck gesetzt worden. Er hat mich vorgeladen und mir gedroht: Wenn ich das noch einmal sagen würde, dann würde ich wegen Verleumdung der DDR selbst vor Gericht gestellt werden. Er hatte deshalb so reagiert auf mich, weil ich nach meiner Kenntnis der einzige DDR-Bürger gewesen bin, der eine Einzelanzeige wegen Wahlbetrug erstattet hatte. Es hatte zwar eine ganze Reihe von Gruppenanzeigen gegeben, aber ich dachte, dass ich das auch als Einzelperson tun müsste.

Reuß: Ich mache erneut einen großen Sprung, denn die weiteren geschichtlichen Abläufe sind ja weitgehend bekannt. Es gab jedenfalls im Zuge all dessen von Ihnen zunächst einmal den Versuch, eine eigene Partei zu gründen. Sie hatten sogar mit dem Gedanken gespielt, die SPD-Ost wiederzugründen.

Eppelmann: Richtig.

Reuß: Dies ist aber offenbar zum damaligen Zeitpunkt bei der SPD in Westdeutschland nicht auf die ganz große Gegenliebe gestoßen. Sie haben dann stattdessen den Demokratischen Aufbruch gegründet. Am 9. November 1989 fiel dann die Mauer und es kam zur ersten freien Volkskammerwahl im März 1990. Sie wurden nach dieser Wahl Minister für Verteidigung und Abrüstung. Ich glaube, Sie waren auch der erste Zivilist, der im Warschauer Pakt Verteidigungsminister geworden ist. Sie legten dabei aber auch Wert auf den Titel "Abrüstungsminister". Und Sie haben auch wirklich dramatisch abgerüstet: so dramatisch, dass Sie damit in der Geschichte wirklich einmalig waren. Wie schwierig war denn diese Zeit? Sie mussten ja auch die NVA, also die Nationale Volksarmee, herauslösen aus dem Warschauer Pakt und in die Bundeswehr überführen.

Eppelmann: Das war für mich eine exotische Zeit. In ähnlicher Weise könnten das auch alle meine Freunde sagen: Egal in welchen Bürgerbewegungen sie drin gewesen sind, auf einmal saßen auch sie in der Volkskammer. Auf einmal konnten wir das, was wir vorher über viele Jahre hinweg noch nicht einmal laut zu träumen wagten, selbst mit umsetzen: Wir hatten die historische Chance, bei dieser Veränderung persönlich beteiligt zu sein. Das war schon eine ungeheuer beglückende Zeit trotz all der Anstrengungen, die damit verbunden waren. Wir hatten ja eigentlich nichts vorliegen für diesen Fall: Es gab keine Konzepte dafür. Davor hätten wir ja niemals öffentlich diskutieren können, was wir denn nach dem Sturz der DDR machen würden. Hätten wir das gemacht, wären wir als Konterrevolutionäre eingesperrt worden. Das heißt, wir haben aus der Situation heraus handeln und reagieren müssen: Wir machten sozusagen, wenn Sie so wollen, Operationen am nicht betäubten Körper. Dies sollte man nämlich nicht ganz vergessen, wenn man heute über die eine oder andere Ungeschicklichkeit oder über ein nicht so gut geratenes Gesetz von damals die Nase rümpfen möchte. Ich bin wirklich froh, dass es damals so gelaufen ist, denn sonst würden wir uns meiner Meinung nach doch heute noch, also mehr als zehn Jahre danach, leidenschaftlich über die Reihenfolge streiten, in der man die ersten drei Schritte tun muss. Manchmal ist es, wie ich glaube, für uns Deutsche ganz gut, wenn uns eine Sache in den Schoß fällt: Wenn wir sie dann anpacken, dann wird auch etwas halbwegs Vernünftiges oder sogar richtig Gutes daraus. Es gibt ja ansonsten im technischen, im

wissenschaftlichen und auch im politischen Bereich genügend Beispiele, bei denen man den Eindruck hat, wir diskutieren seit Jahren immer wieder die gleichen Fragen und kommen nicht und nicht zu einer befreienden Entscheidung. Für mich war das alles jedenfalls eine ungeheuer spannende und schöne Zeit. Wir hatten damals auch noch ein völlig anderes Verhalten als Abgeordnete. Ich kann mich z. B. noch daran erinnern, dass damals Abgeordnete aus dem Bundestag zu uns gekommen sind und gesagt haben: "Ach, wenn ihr das doch nur beibehalten könntet, wie ihr hier miteinander umgeht, ohne Parteischere im Kopf usw." Fairerweise muss ich aber sagen, dass es bereits nach einem halben Jahr in der Volkskammer nicht mehr so war wie in den ersten vier Wochen.

Reuß: Eine letzte Frage noch, die mir unter den Nägeln brennt: Es gibt ja immer wieder die Forderung, die Stasi-Akten endlich zu schließen und die Vergangenheit endlich ruhen zu lassen. Sie sind jemand, der sich jedoch massiv dagegen ausspricht. Sie sagen vielmehr, "Vergangenheit gestaltet Zukunft". Dennoch meine Frage: Wie kann denn diese Vergangenheit bewältigt werden, ohne dass immer wieder neue Wunden aufgerissen werden oder vorhandene Wunden nicht heilen können? Wie sollte man also vernünftigerweise mit dieser Vergangenheit umgehen?

Eppelmann: Ich glaube, wir sind in den letzten zehn Jahren erstaunlich vernünftig mit unserer Geschichte umgegangen. Es hat natürlich schon auch immer wieder Irritationen gegeben: Zum Beispiel meinten immer wieder viele Altbundesrepublikaner, dass das ja nur die Geschichte von 16 Millionen ehemaliger DDR-Bürger sei, dass das alles mit ihnen nichts zu tun hätte und dass sie sich deshalb bequem zurücklehnen könnten. Ich glaube aber, inzwischen haben viel, viel mehr Deutsche, egal wo sie wohnen oder leben, begriffen, dass das unsere gemeinsame Geschichte ist: Die Einheit Deutschlands wird letztlich erst dann zur Gänze vollzogen sein, wenn man wechselseitig die Geschichte des jeweils anderen Deutschlands mit als die eigene Geschichte betrachtet. Vorher ist dieser Prozess einfach nicht abgeschlossen.

Reuß: Das war ein schönes Schlusswort, denn mit Blick auf die Uhr müssen wir hier leider schließen. Ich darf mich ganz herzlich bedanken bei Ihnen, Herr Eppelmann, für Ihr Kommen und für das sehr anregende Gespräch. Ich möchte gerne mit einem Zitat von Ihnen aus Ihrem Buch "Fremd im eigenen Haus" enden, das nicht nur im Zusammenhang mit der deutschen Einheit Geltung hat, sondern vielleicht auch ein Stück weit zu verstehen ist als allgemeiner Appell für Demut und Zuversicht: "Ich wünsche mir, dass wir unser Gedächtnis nicht nur benutzen, um zu forschen und zu experimentieren, um zu bitten, um zu fordern, sondern auch, um uns zu erinnern und zu danken. Wir würden manches an Zufriedenheit und Zuversicht zurückgewinnen." Noch einmal ganz herzlichen Dank! Verehrte Zuschauer, das war das Alpha-Forum, heute mit Rainer Eppelmann, dem ehemaligen Bürgerrechtler in der DDR und Mitglied des Deutschen Bundestages. Herzlichen Dank für Ihr Interesse und fürs Zuschauen und auf Wiedersehen.